

## Kultur & Gesellschaft

# Die Kunst, für die Katz zu schreiben

Robert Walser schaffte es, aus einem Nichts ein literarisches Etwas zu machen. Dies zeigen seine Beiträge für die NZZ und das «Berliner Tageblatt», die seine Existenzgrundlage bildeten - und die jetzt in der kritischen Gesamtausgabe erscheinen.

Von Ulrich Weber

«Ich sollte freilich einen langen und feingegliederten Roman ... schreiben, aber es ist gegenwärtig so schönes, helles und heisses Wetter; da geht ein so ordinärer Mensch, wie ich einer bin, gern spazieren», schreibt Robert Walser in ironischer Programmatik 1916 im Feuilleton der «Neuen Zürcher Zeitung». Kurzware fürs Tagesgeschäft in grosser Menge, literarische Spaziergänge statt der Romane, die die Zunft erwartet: Dies war Walsers Schreibdilemma während 25 Jahren seiner Autorschaft.

«Jakob von Gunten» hat er dann doch geschrieben, und der 1909 publizierte Roman ist in der auf über 50 Bände angelegten kritischen Ausgabe sämtlicher Drucke und Manuskripte jetzt erschienen. Neuland betreten die Herausgeber der Ausgabe aber mit der Präsentation von Walsers Zeitungsbeiträgen nach Publikationsort. Die Bände zum «Berliner Tageblatt» und zur NZZ machen den Auftakt, vier weitere werden folgen.

### Ehre für eine kleine Form

Lange stand bei der Rezeption das tragische Schicksal des Autors im Vordergrund, der zunehmende Schwierigkeiten hatte, Bücher zu publizieren, und nach «Jakob von Gunten» mit sämtlichen Romanprojekten scheiterte. Heute ist man offener geworden für die Wertschätzung einer kleinen Form, die im vergänglichsten Kontext der Tageszeitung erst ihr ganzes spielerisch-abgründiges Bedeutungspotenzial entfaltet.

Zu Hunderten hat Walser Texte für die Publikation «unter dem Strich» geschrieben, und es gehört zu den Verdiensten der kritischen Edition, diesen Bestand systematisch zu sichern. Walser hat sie nicht ohne kulinarische Note als «Prosastückli» bezeichnet.

Das Feuilleton erlaubt eine formale Vielgestalt: von Erzählungen und Aufsätzen über Plaudereien, Glossen und Briefe bis hin zu Buch- oder Theaterkritiken. Es gehört zum Gesetz der Gattung, das Stimmengewirr der «Jetztzeit» aufzunehmen und in einen eigenen Text umzusetzen. Walser beherrschte die Kunst, aus einem Nichts ein literarisches Etwas zu machen und das Entlegenste zusammenzubringen, vor allem in seinen späten Jahren wie kein Zweiter.

Von 1907 bis 1909 schrieb Walser, selbst in Berlin lebend, ein paar erste Grossstadt-Impressionen für das «Berliner Tageblatt», doch brach dieser Kontakt bald ab. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz entwickelte sich eine lange andauernde Zusammenarbeit mit der NZZ, beginnend mit dem Text «Denke dran», der in schlichten Sätzen das Glück und die Trauer menschlichen Alltagslebens in Erinnerung ruft. Er steht, wie die Edition auf der beiliegenden DVD nach-



Robert Walser reizte die Freiheiten des Feuilletons aus und parodierte zugleich dessen Stil (1909). Foto: Robert-Walser-Stiftung (Keystone)

zulesen erlaubt, am 29. November 1914 auf der gleichen Seite wie aktuelle Kriegsberichte. Kein allgemeinmenschliches Memento also, sondern eine leise Gegenstimme im rhetorischen Lärm und in der Euphorie der ersten Kriegsmonate.

In Walsers Texten aus jenen Jahren dominieren Gedankenspaziergänge und

Naturimpressionen. Das trug ihm den Ruf des «Hirtenbübeligen» ein - zu Unrecht: Da schreibt Walser in den letzten Kriegsmonaten und kurz vor dem Landesstreik etwa ein ganzes Feuilleton über einen Blumenstrauß und sein harmonisches Gefüge, das «neben Riesenkanonen gestellt» lachhaft wirke.

Doch versteckt sich in diesem Stilleben eine utopische Allegorie, ergibt sich doch im Strauss «aus reizender Unordnung ... eine Ordnung, die weder steif, noch hart, noch allzu elegant und glatt ist».

Eduard Korrodi, der zu Walsers Zeit zum mächtigen Feuilletonredaktor der

NZZ aufstieg, schätzte offensichtlich diese Prosa, doch stand er der Entwicklung von Walsers Schreiben in den 20er-Jahren skeptisch gegenüber. Umso befriedigender muss es für den Autor gewesen sein, dass er 1925 den Kontakt mit dem «Berliner Tageblatt» erneuern konnte, wo man die von Korrodi als «schnörkelig» kritisierte Spätprosa hochhielt. In der Tat kann man bei Robert Walsers Texten die Auflösung der vordergründigen thematischen Einheit beobachten, aber nicht als Symptom einer Krankhaftigkeit, wie Korrodi meinte, sondern vielmehr als Fokussierung auf das Ereignis des Textes und des Mediums selbst.

Das «Tagebuchblatt» etwa von 1925 ist ein Reflex auf die Zeitung: Es widerspiegelt in seinem sprunghaften Wechsel zwischen politischen Neuigkeiten (die hohen Militärausgaben eines Kleinstaates) und Privatem (Streit beim Kneipenbesuch am Vorabend) genau jenes Gedankengemisch, das die Lektüre der Zeitung beim Morgenkaffee auslöst, um es zugleich auf sprachlicher Ebene kunstvoll zu verflechten. Walser reizt die Freiheiten des Feuilletons bis an die Grenzen aus und parodiert dessen Stil zugleich im Zeichen einer Poetik des Vergänglichsten.

### Einträglicher als jeder Roman

Die sorgfältig recherchierten Dokumentationen zur Zusammenarbeit mit den Zeitungsredaktionen vermitteln Einblicke in die finanzielle Situation Walsers. Das «Berliner Tageblatt», in den 20er-Jahren mit einer Auflage von einer Viertelmillion die führende liberale Tageszeitung Deutschlands, zahlte Walser über Jahre hinweg beachtliche 75 Reichsmark pro Beitrag und bildete so seine Existenzgrundlage.

Das Feuilletongeschäft war für ihn viel einträglicher als jede Buchpublikation. Doch blieb sein literarisches Selbstbewusstsein prekär - das Schreiben für den Tag empfand er auch als Schreiben «für die Katz». Er betrieb es trotzdem über alle Krisen hinweg - erst mit der Machtübernahme durch die Nazis, die zeitlich mit Walsers unfreiwilliger Überführung in die psychiatrische Klinik Herisau zusammentraf, verstummte der grossartige Feuilletonist.

Hans-Joachim Heerde (Hrsg.): Robert Walser: Jakob von Gunten. Ein Tagebuch. Kritische Ausgabe sämtlicher Drucke und Manuskripte (Bd. I/4). Schwabe, Basel 2013. 176 S., ca. 48 Fr.

Hans-Joachim Heerde (Hrsg.): Drucke im Berliner Tageblatt (Bd. III/1). 407 S., ca. 89 Fr.

Barbara von Reibnitz, Matthias Sprünglin (Hrsg.): Drucke in der Neuen Zürcher Zeitung (Bd. III/3). 502 S., ca. 78 Fr.

**Zu Fuss** Diese Woche zur Druesberghütte (SZ)

## Biersnöber und Schoggikuchen

Das Postauto füllte sich in Einsiedeln nur zur Hälfte. Ein Werktag, ein Schultag im Januar halt. Ein paar Jungsnöber im Prä-Bartwuchs-Stadium setzten sich ganz hinten. Sie waren vielleicht 15, 16 Jahre alt, zwei tranken Bier aus Halbliterdosen, und ich dachte: Gott sei Dank muss ich nicht mit denen eine Piste teilen.

Die Fahrt nach Weglosen, also zur Talstation der Hoch-Ybrig-Seilbahn, war mir wieder einmal ein Vergnügen. Diese Gipfel rundum. Der Fluebrig kann jederzeit mit dem Pilatus mithalten, was seine Verdrehtheit und exaltierte Zackerei angeht.

Weglosen, Endstation. Die Snöber wackelten in jenem seltsamen Gang, der stets an frisch Hüftoperierte erinnert, zur Bahn. Ich trank, denn es war erst Viertel nach neun, einen Kaffee im Rondell-Bungalow bei der Bahn. Und dann zog ich los.

Mein Ziel: die Druesberghütte gut 550 Meter höher.

Das Parkfeld, hernach das Alp- und Forststrässchen, das die Hüttenbesitzer winters für die Wanderer freiräumen, waren total vereist. Ich nahm jene



Hier bekommt man Ruhe. Und Fondue: Die Druesberghütte. Foto: tow

affenartig gekrümmte Körperhaltung ein, bei der der Schwerpunkt tiefer liegt. Dabei murmelte ich zu mir selber: «Bist ein Tubel, Widmer! Hast wieder einmal die Schuhkrallen zu Hause liegen lassen.»

Weiter oben wurde es besser - und wenn ich nun die Route bis zur Hütte zusammenfassen darf: Es geht, bisweilen im Wald, stetig, aber nie brutal aufwärts. Man sieht die unglaublichs-



TA-Grafik ib

ten Berge wie den Roggenstock, den Schülberg, das Pfannenstöckli, den Twäriberg, den Forstberg und den Druesberg. Und man ist, jedenfalls unter der Woche, einigermaßen allein. Okay, da waren hinter mir zwei, drei Tourenskifahrer. Aber die blieben mit ihren Fellen bald zurück.

Schliesslich erblickte ich die Hütte samt einem nahen Kapellchen. Sie liegt auf einer Terrasse vor dem Druesberg,

den man an seiner markanten Form gleich erkennt. Er ist oben fast waagrecht und aus Horizontalbändern komponiert, wobei die senkrecht abfallenden Wandpartien schwarz bleiben, die Zwischenfluren aber Schnee tragen. Das geometrische Hell-dunkel-Spektakel, eine Art Zebraeffekt, ist so auffällig, dass man den Druesberg auch aus der Ferne sofort erkennt. Zum Beispiel bei Föhnwetter von der Zürcher Quaibrücke aus.

Ich trat ein, und nicht zum ersten Mal fiel mir auf, wie sauber, aufgeräumt, hell, angenehm sich diese Hütte präsentiert. Bald hatte ich einen hausgemachten, Pardon: hütten-gemachten Schoggikuchen vor mir und einen Tee. Das Gas-Cheminée, in dem hohe Flammen züngelten, machte mich vollends froh.

Beim Zahlen musste ich eines unbedingt wissen: Warum die Hütte draussen mit «Druesberghütte Plus» angeschrieben sei? Die Hüttenwartin erklärte, mit dem «Plus» sei der Anbau gemeint. Aha. Oha. Ich fragte mich kurz, wie der Name lauten würde, wenn eventuell eines Tages ein zweiter

Anbau dazukäme: «Druesberghütte Doppelpus?»

Dann brach ich auf. Respektive: Ich nahm auf dem Mietschlitten Platz und fuhr los. In den nächsten zwanzig Minuten musste ich den roten Plastikrenner hart disziplinieren; meine Schuhe waren als Bremsklötze im Dauereinsatz. Unten beim Schlitten-depot atmete ich durch, schnaufte auf. Fünf Minuten später tappte ich erneut über das Eisfeld von Weglosen. Die Biersnöber vom Morgen fielen mir wieder ein - hoffen wir, dass keine Sportverletzung ihre Restpubertät trübt.

Thomas Widmer

Aufstieg 1½ bis 2 Stunden je nach Verhältnissen, Höhendifferenz 550 Meter. Nützlich sind Schuhkrallen. In der Druesberghütte kann man einen Schlitten oder Schneegämel mieten. Sie ist bis zum letzten Märzsonntag durchgehend geöffnet. [www.druesberghuetten.ch](http://www.druesberghuetten.ch)

Thomas Widmer stellt jeden Freitag eine Wanderung vor. Privater Blog: [widmerwandertweiter.blogspot.ch](http://widmerwandertweiter.blogspot.ch)